

Edgar Ring (Hrsg.): Glaskultur in Niedersachsen. Tafelgeschirr und Haushaltsglas vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit (Archäologie und Bauforschung in Lüneburg 5). Husum 2003.

Den Kern der Wanderausstellung »Glaskultur in Niedersachsen« sowie des gleichnamigen, um einige Aufsätze erweiterten Ausstellungskatalogs bilden Glasfunde aus Lüneburg, die während der 1970er und 1980er Jahre bei Bauarbeiten bzw. seit 1991 im Rahmen der Arbeit der Lüneburger Stadtarchäologie geborgen wurden. Diese Stücke stammen fast ausschließlich aus Kloaken und datieren zumeist in den Zeitraum des 15.–18. Jahrhunderts. Peter Steppuhn, der die Funde wissenschaftlich bearbeitete, konnte für die Ausstellung zudem weitere Gläser aus Göttingen und Einbeck, vom Gräberfeld Buxtehude-Immenbeck sowie aus Glashütten des Leine-Weser-Berglandes zusammentragen, so dass das vorgelegte Material sowohl in zeitlicher als auch in historisch-kontextueller Hinsicht einen »wenn auch ohne Karolingerzeit und weite Teile des Hochmittelalters nicht ganz vollständigen« Überblick über die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gläser zumindest des östlichen Niedersachsens ermöglicht.

Wie der publikumswirksam gewählte Titel verrät, sollen im vorliegenden Band jedoch mehr als nur einzelne Gläser präsentiert werden, es geht vielmehr (auch) um die kulturelle Einbindung des Glases in lebensweltliche Kontexte.

Diese Aufgabe wird im Wesentlichen durch die dem Katalog vorangestellten Aufsätze übernommen, in welchen Gläser anhand von schriftlichen und archäologischen Quellen desselben Raums in ihren Funktionen als materielle Besitztümer, Medien gesellschaftlicher Kommunikation, Produkte handwerklicher Arbeit sowie als Bestandteile des Hausmülls vorgestellt werden. Ob diese verschiedenen Aspekte kultureller Einbindung gläserner Gegenstände allerdings die Formulierung einer niedersächsischen »Glaskultur« rechtfertigen, sei dahingestellt.

Es sei vorweggenommen, dass die Umsetzung der ‚äußeren‘ kulturgeschichtlichen Konzeption »trotz Bedenken bezüglich des partikularisierten Kulturbegriffs« ziemlich gut geglückt ist. Der thematische Rahmen ist relativ weitgespannt, die gleichzeitige ‚Bedienung‘ eines wissenschaftlichen wie eines Laienpublikums über weite Strecken gelungen. Dies ist sicherlich auch der attraktiven Präsentation geschuldet: Schriftbild und -größe, die Präsentation und Qualität der Fotografien überzeugen.

Peter Steppuhn, Glas als Kulturgut. Im einleitenden Beitrag geht Steppuhn nach einer kurzen Einführung in die chemisch-technologischen Grundlagen der Glasgeschichte, ausführlicher auf Geschichte und Stand der archäologischen Glasforschung in Mittel- und Nordeuropa, insbesondere in Deutschland und Niedersachsen ein. Dabei erscheint Niedersachsen auf Verbreitungskarten von Glasobjekten seit der Bronzezeit insgesamt als eher peripheres Gebiet. Dagegen bestechen die Lüneburger Gläser mit ihrer »außergewöhnlichen Formen-, Farb- und Dekorvielfalt«, die den Bestand vor allem des 16./17. Jahrhunderts vor anderen stadtdarchäologischen Glaskomplexen auszeichnet.

Unter der Überschrift »Themen der Ausstellung« illustriert Steppuhn die Struktur des Gläserkatalogs in Form von kleinen Texten, die kurze Bemerkungen zu einzelnen oder mehreren Katalogobjekten (z. B. »Becher«, »Keulen- und Stangengläser«, »Schalen«...) verbinden. Nicht immer sind die Beschreibungen glücklich gewählt, etwa bei den Bechern, die als »Gefäße auf abgeflachtem Boden« definiert werden. Diese Kurzvorstellungen stellen die einzigen die Katalogobjekte verbindenden Ausführungen dar und wären daher in dieser oder ausführlicherer Form besser den durch sie beschriebenen Katalogteilen vorangestellt worden.

Die Wahl des Titels »Glas als Kulturgut« ist im Übrigen kaum nachvollziehbar. Neben den zum Katalog gehörenden Kurzbeschreibun-

gen werden im Wesentlichen Forschungsgeschichte und Forschungsstand diskutiert.

Marc Kühnborn, »41 Gläser theils verguldet theils zerbrochen«. Glas in Lüneburger Haushaltsinventaren der frühen Neuzeit. Im Lüneburger Stadtarchiv liegen insgesamt 88 in Bezug auf Haushaltsgegenstände auswertbare Inventare der Zeit zwischen 1536 und 1795 vor. Derartige Haushaltsinventare wurden hauptsächlich aus Gründen der Erbteilung angelegt; oft wurde mit ihrer Hilfe bei Zweitehen der Erbanteil der Kinder aus erster Ehe festgelegt. In seinem Beitrag geht Marc Kühnborn der Rolle von Glasobjekten innerhalb dieser Hausratsaufzählungen nach. Für Archäologen besonders instruktiv ist Kühnborns Gegenüberstellung zweier reicher Inventare des späten 16. Jahrhunderts. Der Ratmann Niclaus Tzerstede besaß 1578 insgesamt 198 Glasobjekte an 63 verschiedenen Stellen seines Hauses, vor allem Trinkgläser und »Korfflaschen«, daneben aber auch Kunstwerke wie »Ein glesern Kopken darin ein vechsern Bilde« und »Ein alt glesern klein Gemelte von Mose«. Der Pastor Nicolaus Schmidt verzeichnete 1582 nur zwei Stundengläser, eine blaue Schale, drei Trinkgläser und ein »Wirtemberger Gleslein«, dafür aber knapp 200 Bücher! Diese sehr individuellen Ausstattungen ‚sozial hochstehender‘ Haushalte zeigen deutlich, dass die unter Archäologen üblichen, häufig genug an Gläsern festgemachten sozialgeschichtlichen Interpretationen, die sich linear zwischen den Polen »arm« und »reich« bewegen, keinesfalls nur aus Gründen der Überlieferung die viel komplexere historische ‚Realität‘ schon strukturell gar nicht wiedergeben können.

Die Wege zur historischen Interpretation sind allerdings auch bei Kühnborn manchmal etwas kurz geraten, insbesondere was die Identifikation von schriftlich genanntem Gegenstand und archäologisch bezeugtem Typ betrifft. So interpretiert er sieben »wendische« Gläser im Haushalt Tzerstedes ohne weitere Anhaltspunkte als venezianisch; die Farbbezeichnung »blau« steht bei Kühnborn zwangsläufig für Gläser à la Façon de Venise.

Kühnborn kommt schließlich zum – ein wenig überraschenden – Ergebnis, dass sich am individuellen Glasbestand im Inventar im Groben auch der soziale Stand des Besitzers ablesen lässt. Wie die zuvor besprochenen Beispiele deutlich zeigen, bedarf eine zuverlässige soziale Einschätzung jedoch der Berücksichtigung weiterer Informationen, im Falle der schriftlichen Haushaltsinventare vor allem der sonstigen registrierten Gegenstände, ihrer Verwahrungsorte und/oder ihrer emischen Kategorisierung sowie der exakten Datierung.

Haushaltsinventare sind wie andere strukturell vergleichbare, seriell vorliegende ‚Massenquellen‘ – die es unter den Schriftquellen genauso gibt wie unter den archäologischen – einer multivarianten, d. h. verschiedene Einflussgrößen gleichzeitig berücksichtigenden statistischen Heuristik zugänglich. In Archäologie wie Geschichte muss man sich diese Techniken zueigen machen, will man das historische Potenzial von Massenquellen erschließen und sich nicht in generalisierenden oder spekulativen Interpretationen von entkontextualisierten Einzelbeobachtungen erschöpfen.

Uta Reinhardt, Ergo bibamus – Trinken und Trinksitten in Lüneburg: Nach einer Einführung über den Alkoholkonsum der frühen Hochkulturen im Zweistromland und im Niltal befasst sich Uta Reinhardt mit den für Lüneburg überlieferten Gebräuchen und Ereignissen in Zusammenhang mit Trinken und Betrunkensein in der Öffentlichkeit.

Schon im Spätmittelalter ist in Lüneburg eine Zweiteilung des Bierverbrauchs im Zusammenhang mit den Qualitäts- und Preisunterschieden von einheimischem und fremdem Bier zu konstatieren. Wein musste grundsätzlich importiert und daher auch höher bezahlt werden.

Reinhardt thematisiert neben den gesellschaftlich-kommunikativen Aspekten auch die ökonomische Funktion von Bier, Wein und Branntwein.

Letzterer entwickelte sich im 16. Jahrhundert immer mehr von der Medizin zum Rauschmittel, Herstellung und Ausschank waren seit Ende jenes Jahrhunderts konzessionspflichtig. Gerade in Zusammenhang mit Branntwein geht Reinhardt auf das Phänomen der Trunksucht und ihrer sozialen Ächtung ein und verfolgt den Umgang mit Alkohol und Alkoholismus bis ins 19. und 20. Jahrhundert.

Von Gläsern wird in diesen Zusammenhängen vor allem dann berichtet, wenn sie im festlichen Überschwang zerschlagen wurden – eine Tradition, die in Lüneburg seit 1563 belegt ist, als der Kämmerer nach einem Mahl im Rathaus aus Anlass der Huldigung jenes Jahres noch 25 Reichstaler für zerbrochene Gläser zahlen musste – im Übrigen ein interessanter Aspekt der Wertschätzung dieses Materials in der frühen Neuzeit.

Christian Leiber, Arbeit und Leben in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Glashütten des südniedersächsischen Leine-Weser-Berglandes: Christian Leiber stellt zunächst kurz die Standortfaktoren für die Niederlassung von Glashütten im Leine-Weser-Bergland zusammen und schildert im Anschluss die Geschichte der regionalen Glashüttenforschung im Solling, Vogler und Hils, die in der Nachkriegszeit durch Privatinitiativen örtlicher Lehrer wie Otto Bloß, Hans Hölscher, Friedrich Schreiber und Herbert Six ihren entscheidenden Anstoß erhielt.

Den Hauptteil des Beitrags bildet eine ausführliche Schilderung der Geschichte der Waldglashütten der Region. Auch im Oberweserraum dürften die Klöster den Ausgangspunkt für die Niederlassung der ersten hochmittelalterlichen Waldglashütten gebildet haben.

Von den bislang 48 im engeren Betrachtungsgebiet entdeckten mittelalterlichen Hüttenplätzen datiert nach Leiber die Mehrzahl ins 12./13. Jahrhundert. Der Autor schildert die typischen Auffindungs- und Ausgrabungssituationen und bespricht in diesem Zusammenhang die Funde von Arbeitsöffnungen, Ofenschalen und Glashäfen.

Ein gewisser Widerspruch ergibt sich zwischen der typischen Auffindungssituation »künstlicher Hügel« und Leibers Feststellung, dass von den Öfen dieser Zeitstellung in der Regel nur noch Fundamente erhalten seien. Die in der Mittelalterarchäologie ohnehin verbreitete Neigung, verstürzte Strukturen nicht in Zusammenhang mit den zugehörigen Fundamenten aufzunehmen und auszuwerten, zeitigt bei der Waldglashütten-Archäologie mit ihren häufig weitgehend unberührten Versturzhorizonten besonders starke Auswirkungen und verhindert manches Mal die erfolgreiche Rekonstruktion eines – abgesehen vom weitgehend verlorengegangenen materiellen Zusammenhalt – so gut wie vollständig erhaltenen Ofens.

Ein weiteres Kennzeichen der peripheren Wahrnehmung von Versturzfundamenten ist die – ebenfalls nicht unübliche – Nennung von »Glasgalle« unter den Hüttenplatzanzeigen. Meines Wissens konnte bislang in archäologischen Kontexten noch keine Glasgalle identifiziert werden; ein kürzlich publizierter archivalischer Glasgallen-Fund¹ lässt vermuten, dass sich dieses weitgehend wasserlösliche Material im Boden kaum erhalten dürfte.

Im Gegensatz zu den mittelalterlichen Hütten existiert zu den frühneuzeitlichen Glashütten des Leine-Weser-Berglands eine reiche schriftliche und kartografische Überlieferung. Leiber widmet dieser »Blütezeit« der Waldglashütten daher auch die ausführlichste Darstellung, wobei – zunächst ausschließlich aus der Sicht der Schriftquellen – die Themen Glasmachersiedlungen, berufsständische Vereinigungen und Zunftordnungen sowie Anbahnung und Inhalt der Pachtvereinbarungen diskutiert werden.

Schließlich stellt Leiber mit den Glashütten »im Ackenhäuser Holze am Schnoppel« und »unter dem Hilsborn« (beide Gde. Grünenplan im Hils) zwei Hütten des 17. Jahrhunderts vor, die sowohl Niederschlag in den schriftlichen Quellen gefunden haben als auch Objekt archäologischer Ausgrabungen sind. Im Falle der Hütte »unter dem Hilsborn«, die 2001

¹ Kurzmann, Peter: Technologie des mittelalterlichen Glases. Archäologie – Schriftquellen – Archäochemie – Experimente. Dissertation Tübingen 2003, 287–290.

im sechsten Jahr untersucht wurde, sind beide Überlieferungsstränge derart ergiebig, dass eine weit über das Gebiet der Glashüttenforschung hinaus modellhafte interdisziplinäre Auswertung sowohl möglich wie auch unbedingt wünschenswert erscheint: Zwei unabhängige schriftliche Quellen berichten von einer Zweiteilung des Produktionsbereichs in eine »Fensterglas«- und eine »Weinglasseite«, wobei neben Personenzahl und Angaben zum täglichen Arbeitsprozess sogar ein personengenaueres, nach Arbeitsbereichen gegliedertes Namensverzeichnis (incl. Status, z. T. auch Aufgabenbereich) des Jahres 1663 vorliegt.

Die Grabungen »unter dem Hilsborn« zeichnen sich durch eine »ungewöhnlich gute, ja geradezu spektakuläre« Erhaltung der vier – funktional offenbar unterschiedlich zu beurteilenden – Ofenbefunde mit aufgehenden Erhaltungshöhen bis 80 cm aus. Ofen 2, ein kleinerer ovaler Ofen ist nahezu vollständig erhalten, so dass man erwägt, ihn für museale Zwecke komplett zu bergen. Wenige Meter vom Ofenzentrum entfernt, an der Grabenböschung des Hilsbornwassers, konnte eine stratifizierte Abwurfhalde mit hohem Anteil an Ofenschutt ergraben werden, auf der gegenüberliegenden Bachseite wurden gar die eindeutig als solche identifizierbaren Überreste eines abgebrannten Warenlagers aufgedeckt. Durch systematische Begehungen und ein wenig ‚Fingerglück‘ konnte in 70 m Entfernung vom Betriebsgelände auch der zur Glashütte gehörige Siedlungsbereich lokalisiert und teilweise ergraben werden. Sowohl im Wohnbereich als auch am Rande des Ofenzentrums wurden Kachelofenfundamente mit Streuungen von Ofenkacheln freigelegt.

Angesichts der Vielfalt an unterschiedlich formatierten Fundvergesellschaftungen desselben Produktionskontextes bei weitgehend ungestörter Erhaltung kann man den zukünftigen Bearbeitern nur ans Herz legen, unbedingt eine den Umständen der Erfassung entsprechend möglichst genaue räumliche Fundaufnahme zu erstellen und die vorhandenen Fundverteilungen und Fundvergesellschaftungen mit Hilfe – u. a. multivariater – statistischer Verfahren in einen überzeugenden Zusammenhang mit dem Befund zu stellen. Über den Fundanfall der Arbeitshorizonte dürfte Leibers vorsichtig formuliertes Ziel, die schriftlich belegte Arbeitsteilung im Befund wiederzufinden, möglicherweise ziemlich detailgenau zu erreichen sein. Unabdingbar wäre hierbei auch die statistische Aufnahme des »in mühevoller Kleinarbeit« abgeräumten Schuttmaterials, das neben Informationen zum Ofenbau » durch abbruch- oder versturzeitliche Verlagerungen » möglicherweise auch einen Teil des Fundanfalls der Laufhorizonte bereitstellen kann.

Nach Vorstellung dieser außergewöhnlichen Quelle schildert Leiber abschließend den Niedergang der Waldglashütten im 18. Jahrhundert, als unter merkantilistischen Gesichtspunkten gegründete landesherrliche Manufakturen deren Funktion übernahmen.

Betty Arndt, Gläserner Abfall eines reichen Haushalts des 17. Jahrhunderts: Im Zuge bauarchäologischer Untersuchungen in Göttingen, Rote Straße 34, wurde in einem Winkel von Vorderhaus und Fachwerkanbau eine 1639/40 d errichtete kleine, außen angebaute Kloake entdeckt, zu deren außergewöhnlich ‚reicher‘ Verfüllung zahlreiche aufwändige Importgläser, aber auch wertvolle Gläser einheimischer Produktion wie ein emailbemalter Jagdhumpen und ein Stangenglas mit Familienwappen gehören. Betty Arndt vermutet, dass das »privet«, das wohl vom Fachwerksaal aus zugänglich war, während der Nutzungszeit auch den dort anfallende Kehrriecht aufnahm.

Peter Steppuhn, Katalog: Peter Steppuhn gliedert den optisch sehr gelungenen und kenntnisreich erstellten Katalog nach formal-funktionalen Kriterien in 9 Hauptgruppen. Diese Hauptgruppen (z. B. »Glasherstellung und »verarbeitung«, »Tafelglas«, »Flaschen«) stehen hierarchisch über den im Eingangsbeitrag »Glas als Kulturgut« beschriebenen Objektgruppen. Wie erwähnt, taucht die Gliederung der Glasobjekte – abgesehen von der Katalognummer – nicht mehr explizit im Katalog

auf, was die Übersichtlichkeit verringert. Allein im Inhaltsverzeichnis werden die beiden Gliederungsebenen zueinander in Beziehung gesetzt; allerdings sind die Hauptgruppen hier – ohne weitere Erklärung – mit ‚ausstellungsgemäßen‘ Bezeichnungen versehen (z. B. »Nur zum Bechern?«; »Die elegantere Art, Getränke zu genießen« oder »Aus Hexenküchen und Badestuben«). Die Frage, warum etwa »Schalen«, »Schenkgefäße«, »Scherzgefäße« und »Vase« zusammengenommen unter »Gehobene Tischkultur mit einem gewissen Augenzwinkern« firmieren, muss sich der Leser selbst beantworten.

Der Katalog wird mit der wohlbekanntem Miniatur aus der Reisebeschreibung des John Mandeville eröffnet, anhand derer sich einige Aspekte der Glasherstellung leicht illustrieren lassen, wobei sich die technologische Interpretation allerdings alles andere als eindeutig darstellt. Steppuhn entscheidet sich, anders als jüngst etwa Walter Lang² für die Identifikation des rechts am Schmelzofen arbeitenden Jungen mit dem Schürer, deutet den Schmelzofen also als stehenden Ofen mit (Zwischen-)Kühlofennannex. Sehr unwahrscheinlich erscheint indes die Identifikation der Hintergrundaktivitäten mit einem Frittprozess, da im Bildhintergrund weder Ofen noch sonstige Erhitzungsmöglichkeiten abgebildet sind. Viel eher wird man hier an den Abbau von Sand oder die Gewinnung von Asche denken – die Arbeitsgrube befindet sich, ob durch Zufall oder Absicht, auf einer Waldlichtung.

Es würde hier zu weit führen, den Katalog im Einzelnen zu besprechen. Stattdessen sollen nur einige wiederholt gemachte Beobachtungen ausgeführt werden. Sie hängen im Wesentlichen mit den standardmäßig für jedes Objekt zusammengestellten ‚biografischen‘ Daten Herstellungsort und Herstellungszeit zusammen. Meiner Ansicht nach formuliert Steppuhn diese Daten manches Mal etwas zu genau oder zu bestimmt. Als Extrembeispiel sollen die zwei grünblauen Spitzgläser 3.008 genannt sein, die mit den Angaben »Norddeutschland (Hils), 1. Viertel 17. Jahrhundert« apostrophiert werden. Grund für diese exakte Einschätzung der in einer Lüneburger Kloake gefundenen Gläser ist die zur Kuppel hin hochgezogene Wicklung des Fußes, nach Steppuhn »möglicherweise eine Spezialität des Hüttenmeisters Hans Greiner, der im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts im Hils produzierte«. Die hier sprachlich gemachte Einschränkung findet sich in den ‚biografischen‘ Daten jedoch nicht.

Durch die Standardisierung der Fundvorlage wird – das ist beileibe kein auf »Glaskultur in Niedersachsen« beschränktes Phänomen – häufig der Blick auf den originären Fundkontext und seine Aussagemöglichkeiten verstellt. Der Löwenanteil der hier vorgestellten Gläser entstammt aus niedersächsischen, zumeist Lüneburger Kloaken, Fundkontexten mithin, welche die Informationen über Herstellungsort und Herstellungsdatum nicht bereitstellen können. Allein die Herstellungszeit besitzt im Entsorgungszeitpunkt – der zumeist auch nicht besonders genau festgelegt werden kann – einen terminus ante quem. Der Herstellungsort wird durch die Fundlage dagegen in keiner Weise festgelegt. Wenn man nun feststellt, dass viele der Importgläser, die vor »Phönix aus Sand und Asche« relativ unbedenklich venezianischen Glashütten zugeschrieben wurden, nun vermehrt den Niederlanden zugewiesen werden, dann liegt dies in der aktuellen Forschungsdiskussion, bzw. der persönlichen Sicht des Forschers bedingt, streng genommen aber nicht im Fundgegenstand selbst.

Das Milieu »Kloake« als Entsorgungskontext kann primär Fragen nach der Entsorgungspraxis meist privater Haushalte beantworten, sekundär solche nach dem Haushalt selbst, aus dem entsorgt wurde. Was ist gemeinsam mit welchen anderen Dingen zu welchem Zeitpunkt von wem entsorgt worden? Mit dieser Grundfrage im Hintergrund und mit dem notwendigen methodischen und heuristischen Werkzeug ausgestattet, kann man den archäologischen Befunden Regelmäßigkeiten entlocken,

² Walter Lang, Walter: Spätmittelalterliche Glasproduktion im Nassachtal, Uhingen, Kreis Göppingen (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 59). Stuttgart 2001, 46.

die über den Umweg der Entsorgungsgewohnheiten unter Umständen auch Formen vergangener Lebensgestaltung sichtbar machen.

Es ist daher mehr als bedauerlich, dass die zu den Funden gehörigen Befunde, zumindest aber die Lüneburger Kloaken als relativ geschlossener Hauptfundkontext nicht gleichzeitig mit den Gläsern publiziert wurden. Auch wenn die Dokumentationen sicherlich nicht durchweg befriedigend sein werden, so sind über Befunde, Fundtiefe, Datierungszeitraum, Entsorgungsmilieu, Fundort und die damit verbundenen Informationen aus der Schriftüberlieferung doch (formatierte) historische Zusammenhänge überliefert, die die Funde allein nicht repräsentieren können. Aber auch abseits der ausgefallenen historischen Auswertung ist das Fehlen zumindest eines Befundkatalogs als Kontrollinstanz etwa für Datierungen zu kritisieren.

Als letzter Gesichtspunkt soll die Frage der Herstellungsverfahren angesprochen werden, die im Katalog relativ häufig thematisiert werden. Steppuhn bemüht sich um Fragen der Herstellungstechnik und beobachtet dementsprechend ziemlich detailliert. Die Schlüsse sind allerdings nicht in jedem Falle überzeugend. Einmal mehr erweist sich, dass nicht der Verbraucher-, sondern der Produktionskontext die erste Informationsquelle zu Fragen der Herstellung darstellt.

Im Falle des Bechers mit Netzmuster 2.030 a ist die von Steppuhn vermutete Methode des Zusammenkneifens vertikal aufgelegter Glasstäbe anhand des Fotos nicht nachzuvollziehen. Der Dekor macht trotz »kleiner Unregelmäßigkeiten im Verlauf der Glasstäbe und leicht erhöhten Buckeln an den Stellen, an denen die Stäbe zusammengeführt wurden« einen ziemlich regelmäßigen Eindruck, insbesondere sind überhaupt keine Hinweise auf den ursprünglichen Verlauf der Glasstäbe an der Becheroberfläche festzustellen.

Das Oberteil des Kelchglases 3.010 wurde nach Steppuhn »zunächst in einer Form mit Wabenmuster vorgeblasen und anschließend im plastischen Zustand gestreckt, wobei sich das Muster zum Fuß hin zu länglichen Riefen verzog«. Das Foto lässt diese Deutung jedoch sehr unwahrscheinlich erscheinen. Die jeweils unterste »Wabe« wäre zum Boden hin in eine sehr lange Rippe verwandelt worden, wodurch bei einer normalen Glasstärke von 0,6 mm (Katalogangabe) Glasstärken von weit unter 0,1 mm erreicht worden wären – was, wenn überhaupt möglich, ganz offensichtlich nicht der Fall ist. Der Wechsel vom Waben- zum Rippenmuster erfolgt zudem abrupt, allmähliche Übergänge sind nicht zu beobachten.

Peter Steppuhn, Exkurse: Im Anschluss an den Katalog diskutiert Peter Steppuhn drei im Katalog vertretene Fundgruppen (Optisch und formgeblasene Gläser, Glättgläser, Flachglas) noch einmal ausführlicher in Form eigenständiger Exkurse, die das Gesamtwerk angemessen abrunden.

Im letzten Exkurs thematisiert Steppuhn unter anderem auch die Herstellung von Flachglas nach dem Zylinderblasverfahren, wobei er sich im Wesentlichen an den Darstellungen bei H. E. Henkes und W. Lang orientiert³. Er geht davon aus, dass die Flachglaszylinder in erwärmtem Zustand mit der Schere auseinandergeschnitten wurden. Dieser – prinzipiell denkbare – Vorgang ist meines Wissens noch nicht archäologisch belegt, er müsste sich im Produktionskontext durch fertig gebügeltes Flachglas mit Schnittfehlern in der Kante nachweisen lassen. Ebenfalls nicht archäologisch belegt ist die häufig geäußerte Ansicht, die abgerundeten verdickten Ränder der Glastafeln seien durch das Glätten im Ofen entstanden. Diese These wird schon allein dadurch widerlegt, dass bislang kein Flachglasfragment mit rechtwinklig aufeinanderstehenden verwärmten Rändern publiziert wurde.

Fazit: Trotz einiger, zumeist generell-methodischer Kritikpunkte ist »Glaskultur in Niedersachsen«, wie eingangs erwähnt, ein aspektreiches, interessantes und auch äußerlich attraktives Werk, das auch außerhalb

3 Henkes, Harold E: Glas zonder glanz. Vijf eeuwen gebruiksglas uit de bodem van de Lage Landen 1300–1800 (Rotterdam Papers 9). Den Haag 1994, 349, Abb. 216; Lang (wie Anm. 2) 76–78. Eine am Fundmaterial sowie dessen Verteilungs- und Vergesellschaftungsmustern erarbeitete Rekonstruktion einer Möglichkeit mittelalterlicher Flachglasproduktion wird in Frommer, Sören/Kottmann, Aline: Die Glashütte Glaswasen im Schönbuch. Produktionsprozesse, Infrastruktur und Arbeitsalltag eines spätmittelalterlichen Betriebs (Tübinger Forschungen zur historischen Archäologie 1). Büchenbach 2004; in Druckvorbereitung) vorgestellt.

Niedersachsens seinen Platz in der Glasforschung erhalten wird. Es präsentiert dem Laien einen aktuellen, farbenprächtigen und nicht unnötig vereinfachenden Einstieg in das Forschungsgebiet. Dem Glasforscher bietet es neben neuem Referenzmaterial vielversprechende Neuigkeiten aus der Glashüttenforschung und insgesamt eine angemessene kulturgeschichtliche Perspektive auf das Material.

Mein wichtigster Kritikpunkt, die weitgehende Ausblendung des archäologischen Kontextes, mag für einen Ausstellungskatalog überzogen oder unpassend erscheinen. Dennoch: Die Lüneburger Gläser als reine Schauobjekte zu begreifen – die durch ihre Entkontextualisierung im Rahmen des akzeptierten Forschungsstandes beliebig interpretierbar sind – ist zu wenig. Eine Publikation, die neue archäologische, also auch historische Quellen veröffentlicht bzw. ediert, muss sich meines Erachtens auch um die historische Dimension dieser Objekte bemühen, um in dieser die Brücke zu den Menschen der Vergangenheit zu schlagen.

Sören Frommer M.A.
Institut für Ur- und Frühgeschichte und
Archäologie des Mittelalters
Eberhard-Karls-Universität Tübingen
Schloss Hohentübingen
72070 Tübingen
soeren.frommer@student.uni-tuebingen.de